

VM 4/2011

Sigrid Grabner

„Über sieben Brücken musst du gehn“

Nie habe ich die Welt als so dunkel empfunden wie 1978. Nach dem Tod meines Mannes stand ich mit meinen Kindern allein da. Auch politisch herrschte Dunkelheit. Die Ausweisung des Liedermachers Wolf Biermann im November 1976 und die darauf folgenden Repressionen gegen kritische Intellektuelle in der DDR hatten jegliche Hoffnung auf mehr Freiheit im Land zerstört. 1977 fand der Prozeß gegen Rudolf Bahro statt, in dem er für sein Buch „Die Alternative“ als „BRD-Spion“ und wegen „Geheimnisverrats“ zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Zeitungen quollen über von Ergebenheitsbekundungen der „Werktätigen“ für die Staats- und Parteiführung der DDR.

Im Westradio sang Rio Reiser: „...Seh' keine Sonne, seh' keine Sterne, und das Land, das wir suchen, liegt in weiter Ferne.“ Die DDR-Rock-Gruppe „Karat“ antwortete im Sommer 1978 mit „Über sieben Brücken musst du gehen /Sieben dunkle Jahre überstehen /Sieben mal wirst du die Asche sein/Aber einmal auch der helle Schein.“

Seit der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ durch die Staaten des Warschauer Pakts war die Lage in der DDR nicht mehr so hoffnungslos gewesen wie in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre. Die sozialistischen Ideale, die mich als Achtzehnjährige in die SED geführt hatten, hatten sich als Lug und Trug erwiesen. Das Netz der Staatssicherheit zog sich enger um mich. Das Telefon wurde abgehört, jeder Schritt überwacht, fotografiert. Das wusste ich damals noch nicht, aber ich spürte es.

Das Atmen fiel schwer in diesem Land, kein Ausweg nirgends. Während der Herbstferien im Oktober 1978 packte ich meine beiden Kinder, 12 und 10, ins Auto und fuhr mit ihnen aufs Geratewohl los. Nach Norden, Westen und Süden wären wir in der ummauerten DDR nicht weit gekommen. Also nach Osten, nach Polen: Allenstein, die Masuren, immer weiter, bis an die weissrussische Grenze. Es regnete, die Landschaft war grau, nur das Geplauder der Kinder hellte die Stimmung auf. Am Ende des Tages fanden wir stets irgendein Quartier und freundliche Menschen. Wir fuhren durch stille ärmliche Dörfer und schier endlose Weiten bis zum Urwald von Bialowieza. Die unberührte Natur und der Anblick der frei lebenden Bisons gaben uns das Gefühl, wenigstens für einige Tage dem sozialistischen Gefängnis entronnen zu sein. Auf der Rückfahrt machten wir im ostpolnischen Bialystok Station. Dort herrschte eine

seltsam angespannte und zugleich freudige Stimmung. Auf den Vorplätzen der Kirchen waren Fahnen aufgezogen. Noch mehr Menschen als sonst an Wochentagen knieten auch außerhalb der Messen in den Kirchenbänken und auf dem blanken Fußboden. Vielleicht ein Kirchenfest, mutmaßte ich. Ich war des Polnischen nicht mächtig, und in Bialystok gab es keine westlichen deutschen Zeitungen wie in Warschau oder Krakau.

Schto?, fragte ich eine Frau und wies auf die Fahnen. „Rzym, Woytila, papiez, pope“, rief sie freudestrahlend. Im Nu waren wir von Menschen umringt, die uns beizubringen versuchten, was geschehen war. Ich nickte verständnislos lächelnd und drückte Hände, die sich mir entgegen streckten. Ich war damals von Kirche so weit entfernt wie ein Stern vom anderen, und Rom lag in einer unerreichbaren Welt. Wie sollte ich an diesem 17. Oktober 1978 ahnen, dass sich am Vorabend mein Leben, das meiner Kinder und das von Millionen Menschen im Ostblock dramatisch zu verändern begonnen hatte. Als wir abends in der Herberge rätselten, was die Leute wohl so in Aufregung versetzt haben mochte, meinten die Kinder: „Vielleicht ist ein Pole Papst geworden.“ Sie waren noch in dem Alter, in dem man Unmögliches für möglich hält. „Kann ich mir nicht vorstellen“, erwiderte ich und spürte, wie mir der Mund trocken wurde. „Ein Bürger der sozialistischen Volksrepublik Polen?“

Nun hatte ich es eilig, nach Hause zu kommen. Auf einen Ritt fuhren wir von Bialystok nach Potsdam zurück. Im Westfernsehen sah und hörte ich dann, was ich mir nicht hatte vorstellen können: „Habt keine Angst. Öffnet die Türen des Herzens für Christus, den Erlöser.“ Mir wurde sofort klar: Das meinte auch und vor allem die Insassen des „sozialistischen Lagers, das meinte unmittelbar mich. Dieser Priester aus Krakau hatte zwei Diktaturen erlebt und ihnen widerstanden. Sein Wort galt. Er würde den durch Geheimdienste, Polizei und Armee zum Schweigen Verurteilten eine Stimme geben.

Im Dickicht der Lüge schien die Wahrheit auf, die den Weg in die Freiheit wies. Ich verfolgte fortan alle Nachrichten aus dem Vatikan mit heißem Herzen. Wer kann sich das heute noch vorstellen, wie schwierig das war – kein Internet, keine freie Presse, abgehörtes Telefon, der Empfang westlicher Sender konnten einen ins Gefängnis bringen. Zudem: Der Papst aus Polen elektrisierte die in der DDR erreichbaren Westmedien nicht so wie uns. Aber es gab Freunde in Wuppertal und konspirative Wege.

Mein Weg zurück in die Kirche begann mit Karol Woytila. Unvergesslich die Bilder im Westfernsehen von seiner ersten Polenreise 1979: liebenswürdig im Auftreten, kraftvoll in der Rede, kompromisslos gegenüber den Machthabern, väterlich inmitten der ihn feiernden Polen - und immer wieder ins Gebet versunken. Karol Woytila lehrte mich beten. Durch ihn lernte ich, das Wort vom Glauben als „Feststehen in dem, was man erhofft und Überzeugtsein von

Dingen, die man nicht sieht“ zu leben.

Die Hetze in den offiziellen Medien und in den Schulen der DDR gegen den Papst aus Polen schwoll mit jedem Jahr an. Dieser Mann war gefährlich für die „Diktatur des Proletariats“.

Die Schüsse auf dem Petersplatz im Mai 1981, das gleichzeitige Sterben von Stefan Kardinal Wyszyński in Polen und das Verbot der Solidarnosc im Dezember 1981 schienen alle Hoffnungen zu zerschlagen. Doch Johannes Paul II. überstand das Attentat. Seine Haltung ermutigte die Polen, dem Unrecht gewaltlos die Stirn zu bieten, und so wurden sie in dieser geschichtlichen Stunde zum Vorbild für alle osteuropäischen Völker.

„Karat“ hatte mit seiner Voraussage im Sommer 1978 ins Schwarze getroffen. Nach sieben dunklen Jahren, 1985, kam in Moskau Gorbatschow an die Regierung. Der Tag, den Karol Wojtyła am Abend des 16. Oktober 1978 auf dem Petersplatz angekündigt hatte, ließ sich nicht länger aufhalten. Und wer nach Wundern des polnischen Papstes fragt: Das Wunder war er. Sein „Non abbiate paura“ begleitet mich bis heute.

Kurzbiographie der Autorin:

Sigrid Grabner wurde 1942 in Tetschen an der Elbe geboren. Sie besuchte die Schule in Merseburg und Halle/Saale und studierte Indonesienkunde und Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach der Promotion 1972 arbeitete sie als freischaffende Autorin. 1991 bis 1999 war sie im Potsdamer Magistrat und als Geschäftsführerin des Brandenburgischen Literaturbüros tätig. Sigrid Grabner, die 1992 Ehrengast der Villa Massimo in Rom war, schrieb zahlreiche Sachbücher, Romane, Erzählungen, Essays und ist auch als Herausgeberin beschäftigt. Zu ihren bekanntesten Büchern zählen eine Biographie über Mahatma Gandhi, Romanbiographien über Christine von Schweden und Gregor den Großen, ein Buch über Emmi Bonhoeffer und eine Selbstbiographie unter dem Titel „Jahrgang ,42“.

Link:

https://de.wikipedia.org/wiki/Sigrid_Grabner